

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 22

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

48

Das Echo

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Manchmal sofort. Manchmal etwas später. Und manchmal noch später. Zu den Ganz-Spät-Schreibern gehört neuerdings der «Beobachter». Natürlich ist das für ihn etwas ganz außerordentliches. Für gewöhnlich schreibt er ja eher zu früh. Wie es übrigens seiner Aufgabe entspricht. Die Seiten, auf denen er Präventivmaßnahmen ergreift, sind schließlich seine stärkste Seite ... Der «Beobachter» hat mir also geschrieben. Im «Beobachter» selber. Einen Brief. Und der geht so:

«Lieber Werner Wollenberger!
Sie betreuen – auf eigene Verantwortung – die neue Nebelspalter-Rubrik «Rorschacher Trichter» und tragen damit in oft witziger Weise das Ihrige zum Kampf gegen den echt schweizerischen tierischen Ernst bei.»

Bitte die kleine Unterbrechung zu entschuldigen. Ich möchte nur rasch «merci» sagen.

«Merci!»

Ich habe geschlossen!

Weiter:

«Jeder nicht ganz verknöcherte Eidgenosse würde gerne bei Ihren launigen Attacken mitschmunzeln; das Mitlachen und Mitmachen Ihres Publikums, zu dem Sie bisher auch den Beobachter rechnen durften, haben Sie nun aber selbst verscherzt.»

Obwohl hier ein Doppelpunkt steht, muß ich rasch eine Zwischenbemerkung anbringen. Ich weiß zwar noch nicht, was jetzt kommen wird, aber ich vermute, daß es nichts sein wird, was mir besonders angenehm in den Ohren klingen dürfte. Trotzdem kann ich versichern, daß mich der «Beobachter» auch weiterhin zu seinen treuen Lesern zählen darf, und auf mein Mitmachen zählen kann. Zweitens mache ich nämlich auch bei Sachen mit, bei denen ich etwas mitmachen muß, und erstens bedürfte es schon einer ganz beträchtlichen Anzahl von Artikeln, die ich nicht akzeptieren kann, bevor ich die Lektüre einer Zeitschrift, die ich schätze, ein für allemal aufgebe ...

Doch weiters im Text des Beobachters:

«Im vergangenen Herbst kritisierten Sie unter dem Titel «Keinen Rappen mehr für Marcinelle» die Verteilung der in der Schweiz gesammelten Gelder zu Gunsten der durch das Grubenunglück direkt betroffenen Hinterbliebenen. Die Belgier hätten die Gelder nicht so verwendet, wie es dem Willen der Spender entsprochen habe; statt den Angehörigen der verunglückten Grubenarbeiter sofort ein paar Tausend Franken zu beliebiger Verwendung zu übergeben, habe man ihnen eine Rente, in Aussicht gestellt, obwohl dafür die Kohlengrubengesellschaft, deren Versicherung oder der Staat sorgen müßten. Angesichts dieser Mißstände ließen Sie Ihren «Aufruf» in dem Satz gipfeln: Hätten wir doch auch nicht einen Rappen nach Belgien geschickt, nicht einen!»

Bitte sehr, das habe ich geschrieben. In ein bißchen anderen Worten zwar, aber dem Sinne nach durchaus so.

Nur: einen «Aufruf» habe ich nicht verfaßt. Das könnte ich gar nicht. Denn ich habe etwas sehr bestimmtes und definitives gegen Aufrufe. Dies nebenbei.

Und zurück zum Beobachter:

«Sie werden mit Genugtuung vernehmen, daß der «Beobachter» Ihre Meinung teilte und deshalb fand, auch er müsse auf die fragwürdige Angelegenheit zurückkommen. Er hat sich allerdings nicht auf Ihre Darstellung verlassen, sondern das nachgeholt, was auch Ihnen zuzumuten gewesen wäre: Er wandte sich an die Radiostudios von Basel und Lausanne und muß heute – nach einer etwas verspäteten Stellungnahme aus Lausanne – mit Erstaunen feststellen, daß Ihre Kritik unbegründet ist. Ihre Aufforderung «Keinen Rappen mehr für Marcinelle» entbehrt in bezug auf die Sammlung in der Schweiz jeder Grundlage.»

Wirklich schade, daß der Brief des «Beobachters» nicht an dieser Stelle abbricht. Dann hätte ich nämlich eine Riesenfreude gehabt. Weil ich dann nämlich hätte zugeben dürfen, daß ich im Unrecht gewesen sei, was ich zwar an und für sich nur ungerne tue, wenn es einem so guten und edlen Zwecke dient, aber doch bestimmt gemacht hätte. Ja, ich hätte tatsächlich mit Vorliebe «mea culpa» geschrieben, und

mich darüber gefreut, daß meine zehn Franken doch in der Hand eines der Hinterbliebenen der Opfer von Marcinelle landeten.

Leider geht der Brief aber weiter:

«Das Geld – über eine Million Schweizer Franken – ist nämlich noch gar nicht verteilt worden. «Ich muß Ihnen mitteilen», so schreibt der Direktor von Radio Lausanne wörtlich, «daß die Verteilung der gesammelten Gelder nicht sofort erfolgte, weil uns daran lag, alle notwendigen Garantien zu erhalten, daß die verfügbaren Mittel zweckmäßig verteilt werden». Eine weitere Rückfrage ergab noch, daß die Zurückhaltung der Schweizer Organisatoren in erster Linie eine Demonstration gegen tatsächlich erfolgte und in bezug auf andere Aktionen offenbar auch verwirklichte belgische Anregungen war, die eine Soforthilfe an die Hinterbliebenen zum Zwecke der Gründung einer neuen Existenz erschweren oder verhindern würden. Es ist also gerade das vorgekehrt worden, was Sie glaubten, den schweizerischen Organisatoren als Unterlassungssünde anzureiden zu müssen.»

Hier ist ein kleiner Protest fällig; ich habe mit keinem Satz und mit keinem Wort gegen die Aktion selber protestiert, und schon gar nicht gegen deren schweizerische Organisatoren. Das wäre ebenso idiotisch wie ungerecht gewesen. Selbstverständlich habe ich den Leuten, die das Geld sammelten nur beste Absichten zugebilligt. Eine Unterlassungssünde konnten sie gar nicht begehen, denn sie hatten überhaupt nicht die Pflicht, sich über die Verwendung der Gelder zu informieren. Sie konnten annehmen, daß sich die Belgier als ehrenwerte Leute betragen, und die Spenden im Sinne der Spender verwenden würden. Und das hieß: Soforthilfe.

Nein, ich habe wirklich nichts gegen die Organisatoren von mir gegeben. Uebrigens gibt das der «Beobachter» auch zu. Wenn auch lediglich ein bißchen:

«Sie haben zwar die Glückskette nicht direkt angegriffen, sie aber als Treuhänderin des von der Schweiz beigesteuerten Sammelergebnisses um so schwerer getroffen. Denn es besteht die Gefahr, daß das Publikum in Zukunft ähnlichen Aktionen gegenüber äußerst zurückhaltend sein wird, wenn man ihm weismacht, die Spenden seien im Falle von Marcinelle nicht richtig verwendet worden!»

So, da hätte ich's. Jetzt weiß man also, wer daran schuld ist, wenn die Leute bei der nächsten Aktion der Glückskette weniger spenden. Ich!

Also ich sage Ihnen, der Gedanke würde mir den kurzen Schlaf meiner reduzierten Nächte rauben, wenn ich ihm auch nur die geringste Berechtigung zuerkennen könnte. Ich kann aber nicht. Vielleicht ist es ein Fehler von mir, aber es ist mir unmöglich, die Leute (Sie) für so oberflächlich zu halten, daß sie (Sie) vom einmaligen Pech einer Institution auf ihre grundsätzliche Vertrauenswürdigkeit schließen. Ich bin optimistisch genug, zu glauben, daß bei einer nächsten Katastrophe jeder-

mann unter dem unmittelbaren Eindruck der Not, der Sorge und des Kummers wiederum genau so helfen wird, wie er im Falle von Marcinelle geholfen hat ...

Und damit kämen wir zur Schlußbemerkung des Beobachters:

«Das von Ihnen verursachte Mißverständnis zeigt wieder einmal, daß auch die unter dem Schutze der Narrenfreiheit stehende witzige Kritik an öffentlichen Mißständen nur dann eine Existenzberechtigung hat, wenn sie der ganzen Wahrheit verpflichtet ist!»

Goldene Worte, lieber «Beobachter»! Und es tut mir schrecklich leid, wenn ich ein Mißverständnis, das irgendjemand von der Glückskette gekränkt hat, in die Welt setzte. Das heißt: es täte! Denn ich habe mitnichten.

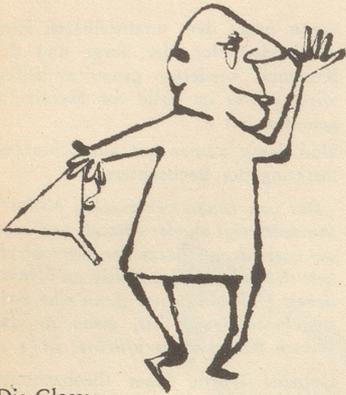
Was ich vielmehr tat, war folgendes: Ich wußte, daß in Marcinelle ein schweres Grubenunglück passiert war. Ich hörte, daß man in der Schweiz für die Opfer der Hinterbliebenen Geld sammelte. Ich vernahm, daß man in Belgien die gesammelten Beträge nicht zur Soforthilfe, sondern zur Ausrichtung von Renten verwenden wollte, und wohl auch verwendete. Ich durfte annehmen, daß die in der Schweiz gesammelten Gelder nach Belgien gegangen waren, denn dazu waren sie schließlich bestimmt. Und so durfte ich den Schluß ziehen, daß auch das schweizerische Geld nicht im Sinne seiner Spender verwendet worden sei.

Das dürfte klar sein, nicht wahr?

Nun haben Sie mich eines Besseren belehrt. Gestatten Sie mir, über diese Aufklärung nicht allzu entzückt zu sein. Ich bin nämlich ein neugieriger Mensch, und so bleiben mir ein paar Fragen offen. Diese:

1. Entspricht es dem Willen der Spender, die den Hinterbliebenen der Toten von Marcinelle eine schnelle und wirksame Hilfe zuteil werden lassen wollten, wenn nach neun Monaten noch kein Rappen von ihrem Geld nach Marcinelle gekommen ist?
2. Warum hat die Glückskette die Öffentlichkeit nicht über die Schwierigkeiten bei der zweckentsprechenden Verteilung der Gelder orientiert.
3. Wieso hat man keinen Weg gefunden, das Geld trotzdem auftragsgemäß zu verteilen?
4. Warum überlassen Sie es mir, aus einem Artikel gegen mich Schlüsse zu ziehen, die den Artikel eigentlich überflüssig gemacht hätten?





Die Glosse:

Kleine Geschenke...

Vor ein paar Wochen hat die Maria Schell geheiratet. Wie man hört, war sie in der Rolle der liebenden Braut einfach hervorragend. Zuerst bekam sie in der Sakristei der Trauungskirche einen photographisch ausserordentlich ergiebigen Weinkrampf, dann verschlug es ihr anlässlich des Jawortes wirkungsvoll die Stimme, und schliesslich küsste sie nach erfolgter Vermählung ihrem Horst dekorativ, und propagandistisch gar nicht ungeschickt die Hände.

Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht sprechen. Das ist schliesslich die Sache der Maria. Respektive ihres Geschmacks. Wenn man angesichts dieser Reaktionen überhaupt von ...

Lassen wir das. Maria war immer sehr nett zu mir. Und Horst auch. Und ich wünsche den beiden nur das Beste. Und das erst noch möglichst lange ... Mir geht es hier um etwas anderes. Mir geht es um ein Geschenk, das die beiden zu ihrer Hochzeit bekommen haben. Ein ganz besonders feines Geschenk, yes sir!

Die Sache sah so aus:

Zwei oder drei Stunden bevor die Trauung in der Wieskirche stattfand, erschien unter den Harrenden ein Herr, der trug eine Pergamentrolle unter dem Arm, und er erklärte jedem, der es wissen wollte, und vermutlich auch einigen, die keinen gesteigerten Wert auf diese Mitteilung legten, daß er hier eine Schenkungsurkunde spazierführe. Er der Rolle, so führte er aus, stehe geschrieben, daß er, der Fritz Meili, der Maria Schell und dem Horst Hächler zu ihrer Hochzeit tausend Quadratmeter Land in der Gemeinde Rüslikon am Zürichsee schenke. Jawohl! Und alles sei notariell beglaubigt, und juristisch einwandfrei, und tatsächlich wahr.

Natürlich tauchten etwelche Zweifel an der Behauptung des Mannes mit dem Pergament auf. Sie waren verständlich. Tausend Quadratmeter Schweizer Boden sind immerhin tausend Quadratmeter Schweizer Boden, und die schenkt man schliesslich nicht einfach so weg. Nicht einmal der Maria Schell.

Allen Verehrern des Stars kann ich indessen die freudige Mitteilung machen, daß die Zweifel unberechtigt waren. Die Sache mit der Schenkung stimmte durchaus. Es war tatsächlich so: Herr Meili hatte, ohne mit Maria und ihrem Manne irgendwie verwandt oder auch nur näher bekannt zu sein, den Einfall gehabt, ihnen die Hochzeit auf diese Weise zu versüßen, respektive zu erleichtern, oder was weiß ich was ...

Nun muß gesagt sein, daß Herr Meili nicht selten auf Einfälle dieser Art verfällt. Als die «Großen Vier» in Genf zusammenkamen, um ihre lächerliche Politik des Lächelns zu betreiben, schenkte er jedem von ihnen ein ziemlich mehrteiliges Service. Als der König von Griechenland in der Schweiz auftauchte, lud er ihn zu einem länglichen Nachtessen ein. Und als die Grace Kelly die Millionen ihres Herrn Papa gegen einen Fürstentitel tauschte, schickte er ihr eine besonders wertvolle Persier Katze. Von anderen Geschenken an andere Prominente habe ich nur gerüchtweise gehört, und zähle sie deshalb nicht gesondert auf. Man soll Gerüchten keinen Glauben schenken. Besonders nicht als Zeitungsschreiber. Weil man sonst zu leicht mit den Gerichten in Kontakt kommt ...

Nun könnte ich mir natürlich mit ein paar Gedanken zu dem seltsamen Schenkungsdrang des Herrn Meili vehementes Nicken der Zustimmung und tiefe Sympathie erwerben. Etwa indem ich bescheiden anfrage, ob er vielleicht auch schon daran gedacht habe, daß Pro Infirmis, das Kinderdorf Pestalozzi oder ein paar Bündner Bergbauern eigentlich ein bißchen mehr auf Geschenke angewiesen seien als Fräulein Kelly, Herr Hächler oder Panje Bulganin. Ich könnte weiterhin bemerken, daß eine Katze für Grace für die Katze sei, und daß man Leuten, die sich wie Elefanten im Porzellanladen benehmen, nicht unbedingt noch mehr Geschirr schenken müsse. Und daß sein Prominententick unschweizerisch und in erheblichem Grade lächerlich sei. Und daß ...

Aber sehen Sie, es ist mir leider unmöglich, Dinge in dieser Geistesrichtung von mir zu geben. Ich habe nämlich gar nichts gegen den Herrn Meili und seine fixe Idee. Wenn es ihm Spaß macht, wildfremde Leute zu beschenken, bloß weil sie Könige, Staatsmänner oder Filmstars sind, dann soll er sich den Spaß halt machen. Wenn andere erst einmal so reich sind wie er, dann halten sie sich sieben Cadillacs, drei Nebenfrauen, eine Villa in Cannes und eine Gemäldegalerie, deren einzelne Stücke sie überzahlen, bloß weil sie von Malern sind, die man ihnen als erstklassig beschrieben hat. Oder sie spielen Roulette. Oder sammeln Knöpfe aus dem dreizehnten Jahrhundert. Oder züchten karierte Orchideen. Oder ver-

suchen mit zwei Franken zwanzig pro Tag auszukommen. Aus Spaß ...

Herr Meili tut etwas anderes. Er schenkt. Katzen, Land, Teetassen. Nun und? Ist da etwas Ungutes dabei? Verdient er deshalb auch nur einen schiefen Blick oder auch nur ein abfälliges Wort?

Er verdient es nicht, denn das Geld, das er ausgibt, hat er selber verdient. Eigenhändig, wenn auch vermutlich nicht allzu schwer, denn sonst hätte er nicht so viel. Leute, die ihr Geld schwer verdienen müssen, haben meistens wenig. Das ist nun einmal so. Und nicht nur bei uns.

Und so ist es also auch nicht in Ordnung, wenn jemand ärgerlich über Herrn Meili und seine Manie ist. Und so geht es nicht an, daß man ihm vorrechne, um wieviel besser und schöner er seine gesammelten Fünfliber verwenden könnte. Dieser unselige helvetische Hang, den Nächsten unter ständiger Kontrolle zu halten, und förtäufelnd Wächter der Moral und der guten Sitte zu spielen, und entsetzt zu sein, wenn einer einmal nicht so tut wie alle andern, also das kann einem mit der Zeit schon sehr auf die Nerven fallen. Das müßte nicht sein. Wirklich nicht.

Und das möchte ich anhand dieses Falles einmal festgestellt haben. Natürlich wird es gar nichts nützen. Natürlich wird auch weiterhin Frau Meier die Ausgaben der Frau Müller überwachen, natürlich wird sich auch weiterhin Herr Suter den Mund über Herrn Sulzer zerreißen, weil der nämlich einen Volkswagen gekauft hat, und sich Herr Suter wirklich nicht vorstellen kann wovon.

Denn wir sind – einem weitverbreiteten schönen Irrtum entgegen – nicht etwa das bekannte Volk von einig Brüdern. Sondern wir sind ein einzig Volk von Hürten unserer Brüder ...

Um doch noch einmal rasch auf Herrn Meili zurückzukommen: einen Fehler haben seine Geschenke natürlich. Irgendwie sind sie mir nicht zahlreich genug. Ich will ihn wirklich nicht beeinflussen, aber er könnte doch auch einmal dem Konrad Adenauer, dem Hemingway, dem Spencer Tracy, dem Dr. Salk und dem Dalai Lama etwas schenken. Und noch vielen, vielen anderen Prominenten.

Und wenn er mit denen durch ist, so könnte er mit weniger Prominenten anfangen. Mit dem Bundesrat Chaudet etwa. Der möchte schon lange gerne

einen Panzerübungsplatz. Oder dem Emil Landolt. Der hätte so gerne ein zweites Zürichfäscht. Oder meinem Briefträger, dem Herrn Baumann. Der ginge für sein Leben gern zwei Monate nach Flandern.

Oder mir.

Am sechsten Juni habe ich Geburtstag. Meinen dreißigsten.

Vielleicht notieren Sie sich das Datum, Herr Meili?

Das Geschenk überlasse ich ganz Ihnen. Es wird Ihnen schon etwas einfallen. Wenn nicht, bin ich bei der Suche gerne behilflich. Postkarte genügt.

Aber das ist wirklich nur ein ganz und gar unverbindlicher Vorschlag. Wenn Sie lieber dem Charlie Chaplin eine Schachtel Ohropax schenken wollen, ist es auch recht. Ich bin Ihnen sicher nicht böse.

Wenigstens nicht sehr.

Der Gast der Woche

Schauen Sie sich doch bitte zunächst einmal diese Photographie an:



Haben Sie? Nun gut, ich weiß schon, was Sie jetzt denken! Also, Sie denken, der ungemein verlockende Anblick habe mich bestochen, den Artikel der wiedergegebenen Dame anderen Artikeln, die für diese Rubrik eingesandt wurden, vorzuziehen. Ich gebe zu, daß ein solcher Verdacht naheliegt. Indessen ist er ganz und gar unbegründet, denn ich habe zuerst den Beitrag bekommen, mit ehrlichem Vergnügen gelesen, beschlossen, ihn zu veröffentlichen, und dann erst das Bild angefordert. Wie viele unglaublich klingende Geschichten, ist auch diese wahr. Und zwar ganz ...

Und somit stelle ich Ihnen nun also vor: Rosemarie Belmont, garantierte Amateurin auf dem Gebiet der humoristischen Literatur, aber unzweifelhaft dafür begabt, solche hervorzuheben. Und dies obwohl sie in Zürich geboren ist. Allerdings lernte sie dort während der Freundschaftswoche einen Basler kennen, der sie – wahrscheinlich noch unter dem unentrinnbaren Zwang der Veranstaltung – heiratete, und zwar sowohl vom Fleck als auch vom Studio Zürich weg. Dort hatte sie in der musikalischen Abteilung gearbeitet. Den Wechsel von der Schallzur Kochplatte überstand sie mit Humor, obwohl die letztere in Bern glüht. Rosemarie Belmont liebt außer dem ihr angetrauten Werner noch ein paar andere Dinge, und zwar a) Bach (J.B.); b) historische Bücher; c) Geologie (Geologie aller Länder nehmt Eure Chance

Bist Du müde,
bist Du schwach:

Dobbs
VERBENA
macht Dich wach!

erhältlich in Drogerien, Parfümerien
Apotheken, Coiffeurgeschäften

2.55

Der Leu zerbrach beim Tiertransport die Gitterstäbe und sprang fort.
(Wählen auch Sie die Freiheit und kaufen Sie sich ein Los!)

13. Juni
Ziehung Interkantonale Landes-Lotterie

wahr!), d) auswärts zu essen und e) den Nebelspalter.

Vorliebe e) ist mir die begreiflichste.

Und nun zum Artikel von Frau Rosemarie. Er heisst:

Das erste Rendez-vous

Ich war genau siebzehn, und er war Arzt. Das heisst, eigentlich war er Medizinstudent im zweiten Semester, aber für mich kam er gleich nach Sauerbruch.

Kennengelernt hatten wir uns nicht ganz comme il faut in einem Studenten-café, als ich in einer Zwischenstunde einen Ringkampf mit chemischen Verbindungen austrug. Als er mich für den kommenden Sonntag einlud, endete der Match definitiv zuungunsten der Formeln, denn nun dachte ich nur noch an ihn. So schwarzäugig und so dunkelgekraust sah also meine große Liebe aus! Daß es sich genau um diese handle, bezweifelte ich keinen Augenblick. Niemand bezweifelt das in solchen Momenten. Nicht einmal eine Zürcher Chemiestudentin.

Ein richtiges Rendez-vous! Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Nur das «Wie-sag-ich-es-meinen-Eltern» bereitere mir einigen Kummer. Ganz unerwarteterweise zeigten sich diese aber erstaunlich verständlich, zuckten ein bißchen mit den Achseln, blickten einander mehrdeutig an, und warnten mich anschließend vor sämtlichen Gefahren, von denen sie in ihrem zusammengeschnitten neunzigjährigen Leben je gehört oder gelesen hatten. Auch an gutgemeinten Programmanschlägen ließen sie es nicht fehlen. Besonders zahlreich waren ihre mehr oder weniger diskreten Hinweise auf bildende Unterhaltungsstätten.

Obwohl ich nie mehr daran geglaubt hätte, kam der Sonntag. Ich verbrachte ihn einerseits mit der ungefähr stündlichen Konsultation der sprechenden Uhr, da ich unseren eigenen drei Uhren absolut mißtraute, und andererseits mit der unablässigen Durchsicht meines Kleiderschranks. In letzter Minute zeigte sich Mama als selten verständnisvolle Alliierte, und bot mir eine ihrer besten Handtaschen an. Ich erbetelte mir sofort noch den dazuge-

hörigen Schirm. Der Himmel war zwar wolkenlos, aber ich bestand auf dem Parastück, denn ich stellte mir vor, daß ich sehr ladylike aussehen müßte, wenn ich derart wohlhassortiert aufkreuzte.

Auf dem Wege grübelte ich verzweifelt über Gesprächsthemen, die einen Mediziner fesseln könnten, nach. Ich dachte an Hesse, der würde ihn sicher interessieren. Oder sollte es doch eher ein Grieche älterer Machart sein? Aschylos oder so? Vielleicht wäre Bach ein dankbares Gebiet? Wann war der jetzt auch schon wieder geboren? Nun, jedenfalls stand mir ein ziemlich anstrengender Abend bevor, denn ich würde wahrscheinlich immer ein bißchen gescheiter reden müssen, als ich eigentlich war ...

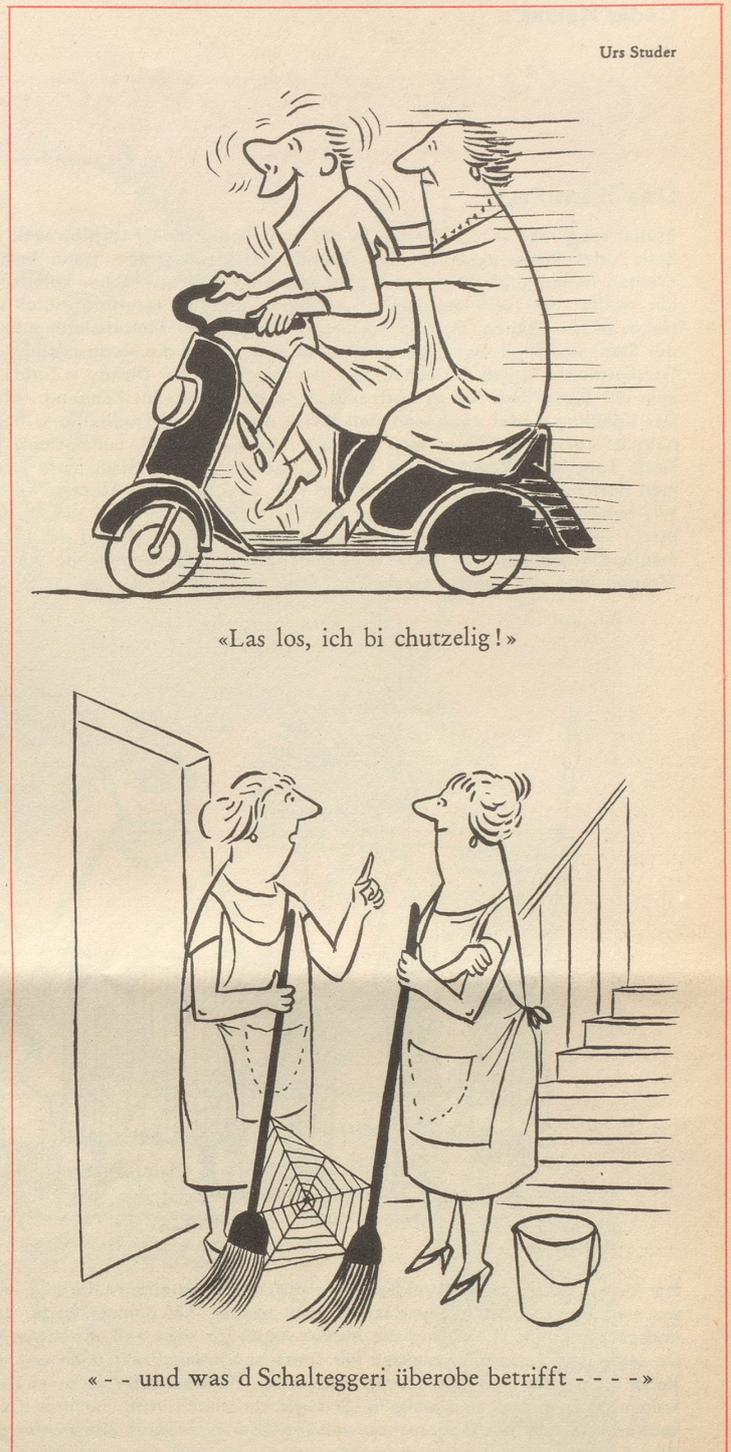
Zehn Minuten zu früh kam ich zum festgesetzten Ort, und da es mir wenig vornehm vorkam, zuerst da zu sein, versteckte ich mich eine Weile in einem Ausgang. Punkt acht raste ich auf den Platz zu, und dort stand er auch schon, der Unvergleichliche, der Herrliche, der Großartige! Meine wohldurchdachte Begrüßungspose plus Schirm fielen vor so viel Charme einfach um. Mit dem Parapluie las er mir auch wieder mein psychisch-physisches Stützrequisit auf, und fragte mich, ob ich mit einem Kinobesuch einverstanden sei. Ich fand die Idee, meinem seelischen Zustand entsprechend, ungeheuer originell, wenn nicht geradezu genial, und stimmte begeistert zu.

Also setzten wir uns in ein Kino, und zwar ziemlich weit nach hinten. Alsbald erstarre ich: ohne Brille sah ich nichts! Einen kurzen Moment lang kämpfte Klugheit gegen Eitelkeit. Der Sieg war eindeutig. Ich konnte unmöglich dem Manne einen Brillenanblick bieten. Unmöglich! Schon meine Zopf-frisur lag schließlich an der Grenze des Zumutbaren ...

Es folgten zwei Stunden unaussprechlicher Qualen. Daß es sich um einen Schwedenfilm handelte, merkte ich gerade noch. An den vielen «ä» und «ü». Aber alles weitere blieb meiner Phantasie überlassen. Wahrscheinlich war die Geschichte tragisch. Schwedenfilme sind es immer. Jedenfalls wogten des öfteren so etwas wie Ährenfelder im Sturme, dann versammelten sich klumpenweise Leute, die irgendwie diskutierten, und endlich schrie ein Säugling. Das war offenbar des Filmes Kern. Ich erinnerte mich plötzlich, daß in Schwedenfilmen regelmäßig uneheliche Kinder auftauchten, und sogleich verbanden sich diese Details zu einer einigermaßen logischen Geschichte ...

Als wir dem See entlang nach Hause schlenderten, versuchte mein Begleiter etwas von meinem Arm zu erwischen. Da ich auf ein solches Unternehmen nicht gefaßt war, und weil ich zudem jeder unbekannt Gefahr schnurstracks aus dem Wege gehen wollte, lehnte ich ziemlich schroff ab. Von da an wandelten wir wie Angehörige eines Trappistenordens nebeneinander her, und trotzdem ich verschiedenste hochgeistige Anläufe unternahm, kam kein Gespräch mehr zwischen uns auf.

Und so standen wir schließlich vor meiner Haustüre. Der dunkeläugige



«Las los, ich bi chutzelig!»



«-- und was d Schalteggeri überobe betrifft - - -»



«Nein danke - seit 14 Tagen bin ich Nichtraucher!»

«Wie haben Sie das bei Ihrer Leidenschaft für Zigarette fertiggebracht?»

«Ganz mühelos mit

NICOSOLVENS

dem ärztlich empfohlenen Medikament.»

Kurpackung Fr. 20.25 in allen Apotheken
Prospekte unverbindlich durch
Medicalia GmbH. Casima / Tessin

Krauskopf unternahm einen nicht unbedingt schüchternen Abschiedsversuch, den ich mit allen Zeichen des Entsetzens abwies. Die Stummheit, die ihn nun endgültig überfiel, schrieb ich allerdings nicht meiner Reaktion, sondern bequemerweise dem Filme zu. Vielleicht war der noch bedeutend tra-

gischer gewesen, als ich ahnen konnte. Um höflicherweise noch einmal auf ihn zurückzukommen sagte ich gedankenschwer: «Ja, ja, uneheliche Kinder sind eben ein Problem ...»

Seine Empörung war groß und echt. «Für was halten Sie mich eigentlich? Gute Nacht!» sagte er, und war auch schon weg ...

Restlos verwirrt schlich ich mich auf mein Zimmer, und setzte mich gebrochen aufs Bett. Lange, lange dachte ich über den Abend nach. Irgendetwas hatte ich falsch gemacht, das war mir klar. Aber was?

Vielleicht hätte ich doch besser von Aschylos gesprochen?

CityHotel zürich

Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 27.2055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437